

Was ist ein friedliches Sterben?

Palliativbeauftragte Andrea Peschke sprach beim Nienburger Hospiztag

Nienburg. Im Rahmen des Nienburger Hospiz- und Palliativtags sprach Andrea Peschke, Hospiz- und Palliativbeauftragte der Hannoverschen Landeskirche, Krankenhauseelsorgerin, Supervisorin, zum Thema „Was ist wenn es nicht friedlich ist? Palliative Versorgung zwischen Ideal und Wirklichkeit“.

„Was bedeutet friedliches Sterben? Jeder hat ein eigenes Bild von friedlichem Sterben, manche stellen sich friedliches Sterben im Kreise der Familie, im eigenen Schlafzimmer, in vertrauter Umgebung mit vertrauten Gerüchen vor, andere wünschen sich, alleine zu sterben, mancher wünscht sich Zeit zum Abschiednehmen, ein anderer möchte nicht mehr aufwachen. Wir alle machen uns ein persönliches Bild vom friedlichen Sterben oftmals in Abgrenzung zu einem schrecklichen Sterben, dass wir miterlebt haben oder auch in Bestätigung eines guten Sterbens, dass wir begleitet haben. Wir alle bringen eigene Bilder und Vorstellungen, Werte und Maßstäbe in die Begleitung von Sterbenden mit“, sagte Peschke.

Weiter heißt es: „Bei der Begleitung von Sterbenden geht es um eine Balance zwischen Autonomie und Fürsorge. Manchmal fällt es schwer, die Autonomie des Patienten zu akzeptieren. Viele Menschen haben Angst, im Sterben ihre Selbstbestimmtheit zu verlieren. 80 Prozent aller Menschen sterben im Krankenhaus oder Altenheim.“

Manche Hausärzte hätten Angst, ausreichend Schmerzmittel zu verordnen, wollten aber auch keinen Palliativmediziner miteinbeziehen. Obwohl heute viele Menschen sehr autonom (dank der Patientenverfügung und/oder Vorsorgevollmacht) sterben können, müsse das Thema „Sterben“ weiterhin enttabuisiert werden.

Durch die Hospizbewegung habe sich schon sehr viel verändert. Der Tod sei mehr in den Blickpunkt getreten. Hospizler würden Zeit und Ruhe in eine Welt bringen, in der Menschlichkeit nötig sei, um würdevoll und gut begleiten zu können. Es sei ein heiliger Moment, wenn Menschen friedlich sterben könnten.

Menschen lebten unterschied-



Andrea Peschke bei ihrem Vortrag.

lich und würden auch unterschiedlich sterben: „Menschen, die sich mit dem Sterben ausgesöhnt haben; Menschen, die den Tod herbeisehnen, da sie starke Schmerzen oder andere Symptome haben; Menschen, die in den Tod hineinschlafen; Men-

schen, die den seelischen Schmerz nicht bewältigen können, die bis zum Schluss unausgesöhnt mit ihrem Sterben und ihrem Tod sind. Menschen, in denen Wut und Zorn bis zum letzten Atemzug toben.

Sterben ist nicht immer schön:

Sterben hat auch oft etwas mit Wut, Zorn, Abschied und Hilflosigkeit zu tun. Manchmal ist das Pflegeteam tief erschrocken und hilflos, wenn der Patient seinen Schmerz laut herauschreit.“

Die Fürsorge höre dort auf,

wo die Autonomie des Patienten einsetze: „Begleitende müssen aufpassen, dass die Idee vom friedlichen Sterben nicht zur fixen Idee wird. Eine fixe Idee, die davon ausgeht, dass Sterben schön, schmerzfrei und eine gute Erfahrung für alle ist. Was für den Begleitenden ein friedliches, gutes Sterben bedeutet muss nicht mit der Vorstellung des Patienten identisch sein. Begleitende müssen verlernen, helfen zu wollen, müssen lernen, zu reflektieren, damit sie dann helfen können.“

Ziel der Begleitung sei es, Menschen ihren Weg finden und gehen zu lassen, auch wenn das mit Wut und Aufbäumen verbunden sei: „Begleitarbeit ist immer und zuallererst Beziehungsarbeit. Es ist immer auch Arbeit an der eigenen Rolle. Rollen nicht vermischen, Freundin, Tochter, Nachbarin sind eine andere Rolle als Hospiz- oder Palliativbegleiterin. Professionelle Begleitung hält immer auch Distanz.“

Nachmittags gab es zwei Arbeitsgruppen mit Andrea Peschke und Barbara Denkers. Es ging um ein Fallbeispiel aus der ambulanten Versorgung. DH